

Ein Prosaist in New York : Übersetzung

Autor(en): **Tunström, Göran**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **71 (2022)**

PDF erstellt am: **25.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anhang. *Ein Prosaist in New York*. Übersetzung

Göran Tunström

Ein Prosaist in New York

Aus dem Schwedischen von Lukas Dettwiler

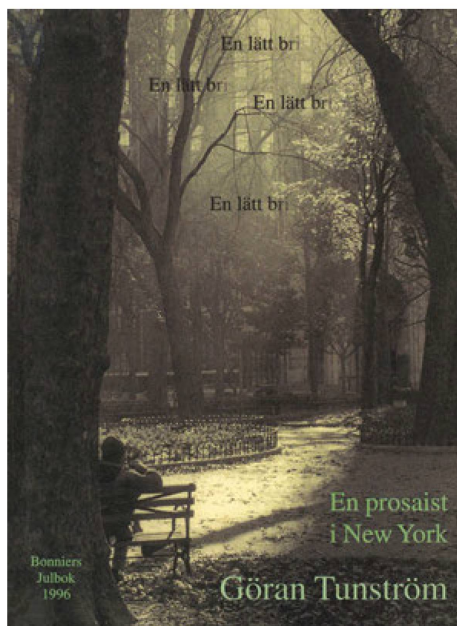


Abb. 9: Buchcover *En prosaist i New York*¹

Es war schon Abend, als ich in New York landete, dieser Stadt, in der ich in meiner Jugend mein erstes stroboskopisches Erlebnis hatte – ein nachhaltiges, wie sich erweisen sollte. Ich hatte *Einen Satz* im Gepäck dabei, und der lautete: „Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern.“ Manch einer ist mit weniger über den Atlantik gekommen. Als die Zollbeamten meinen Koffer untersuchten, war ich aufgeräumt: der Satz, den ich mitbrachte, war unendlich viel größer als mein ganzer Kleidervorrat, meine Schreibsachen und Toilettenartikel zusammen.

Ich hatte Schweden verlassen, um der totalen Absenz an Aufsehen zu entgehen, die mein Buch auslöste. Es wäre nicht zum Aushalten gewesen: eine PPD (Post Production Depression) wäre die unausweichliche Folge auf die Euphorie gewesen, die drei Jahre des Schaffens mit sich brachten. Drei Jahre, in denen ich sechstausendzweihundert- undfünfzig Sätze konstruiert oder aus den Tiefen der Sprachschichten an die Oberfläche

1 Gedruckt in einer Auflage von 5'300 Exemplaren wurde das Buch „als Weihnachtsgruß des Albert Bonniers Verlages an Freunde und Mitarbeiter“ verschenkt. Übersetzungen ins Französische (Actes Sud, 2000), Italienische (Iperborea, 2000), Dänische (Samleren, 2001) und Norwegische (Cappelen, 2000) sind im Buchhandel erschienen. (Stand 2021)

geholt hatte. Als übergreifendes Thema für dieses Band von Sätzen, die aus dem Körper raus mussten, wählte ich Rembrandt van Rijns Serie von Selbstporträts – vermutlich eine Folge des stroboskopischen Schocks, den Andy Warhols Electrical Circus im November 1967 ausgelöst hatte. Wie konnte es dazu kommen, fragte ich mich in der Einleitung, dass in der Republik der Vereinigten Niederlande, die in zwei, drei Generationen von einem schwachen und hart bedrängten Zusammenschluss von Städten und Provinzen zu einer Weltmacht mit sichtlich grenzenlosem Wohlstand und Macht aufstieg, ein Maler (es gab davon dreihundert Meister auf insgesamt hundertneunundsechzig Bäcker) sich Mal für Mal vor den Spiegel wagte und dort so etwas wie Identität begegnete? Lag es an den besseren Spiegeln? An Descartes, an Newton, den Schöpfern des Projekts der Moderne? Da kommt einer und sagt „Ich“. Steht hin und behauptet: „Das alles bin ich.“

„Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern.“ So sollte es beginnen, mein neues Projekt, mit dem einzigen überlebenden Satz aus einem Ozean von Sätzen. Ich war bald sechzig – und es brannte in mir an allen Enden.

Bendel Bigards Annonce fand sich in der letzten Novembernummer von *The Village Voice*. Es war neun Uhr abends, als ich mich in die lange Schlange Wohnungssuchender einreichte, die sich wie immer am Astor Place vor dem Kiosk bildete, an dem die Zeitung zuerst verteilt wird. Schnee fiel in schweren, milden Flocken, benetzte Zungen, belud Augenlider, verklebte die Brillengläser. Doch waren wir eine geduldige Gesellschaft, und die Flocken waren von unseren Schultern geschmolzen, als die Zeitung Schlag halb zwölf gebracht wurde. Schlag zwölf hatte ich gefunden, was ich suchte:

Tribeca. Artist workspace live/work
Dec 1 – Mar 1. Fabulous artist studio,
great light, 13000 sf, Chambers St Subway
\$ 1500/mo tel xxxxx

Ich rief an, trotz der späten Stunde. Ja, ich sei der erste, ich solle gleich am nächsten Vormittag vorbeikommen, Warren Street ums Eck, es sei nicht zu verpassen. Bendel Bigard trug schlohweißes Haar, das Gesicht rot gebrannt, ein Mann, der die Sonne nicht vertrug. Wenn er durch die Nase sprach, was er unablässig tat, entblößte er seine Zahnsperre, die er offensichtlich noch nicht lange trug, denn seine Lippen mussten jedes Mal Anlauf nehmen, um sich wieder zu schließen.

Hier würde *mein* Satz sich wohl fühlen! Ich spürte es im selben Augenblick, als ich über die Schwelle trat. Das Loft war groß, mit mächtigen Leerflächen. Ein Kühlschrank plapperte vor sich hin in der Küchenecke, am anderen Ende des Raumes spie spuckte und zischte ein Heizkörper wie eine Dampflok in einem alten Western. Das Schreibpult leer, weiß – das konnte ich brauchen. Der Satz benötigte das für alles, was er beherbergte. Für die Versprechen, die er gab. Hoher Raum, weite Landschaft und in seiner Mitte, noch ungeboren, einige schmerzhaft beleuchtete Figuren. Mehr wusste ich nicht, noch nicht einmal, ob *Der Satz* in seiner Schlussphase angelangt war, weder was seinen Wortlaut noch was seine Bedeutungsschichten anbetraf, da mehrere Wörter in diesen Tagen der Wohnungssuche an meinem Bewusstsein zu kratzen begannen: „ließ“, „des Baumes“, „erzittern“.

Was den Wortlaut betrifft, kann man freilich behaupten, ist Schwedisch nicht im gleichen Maß abhängig wie das, Cassirer zufolge, beispielsweise die Sudansprachen sind, die durch den verschiedenen Ton der Silben, durch Hoch-, Mittel- oder Tieftone, oder durch zusammengesetzte Tonschattierungen wie den tiefhohen steigenden oder den hochtiefen fallenden, ganz unterschiedliche Bedeutungsnuancen ausdrücken können, und dennoch verdient er Beachtung. Also machte ich mich eifrig daran, alle zwölf Wörter vor mir aufzustellen und mit der Arbeit zu beginnen.

Und schon störte mich Bendel Bigard.

Es gibt Menschen, die sprechen so, als seien ihre Batterien längst leer. Mit einer Ausdruckslosigkeit, die alle Gegenstände, Personen, Ereignisse exakt gleich wenig beachtenswert scheinen lässt. Keine Erhebungen, keine tiefen Täler, kein Staunen, keine Neugierde. Das ist ansteckend.

Doch wohlherzogen und fügsam wie ich bin, habe ich mich zum Zuhörer gemacht:

– Diese Bilder hier sind der Grund dafür, dass ich vermiete, sagte er und deutete auf drei riesige Leinwände. Sie sollten nämlich an eine Ausstellung auf die Cayman Islands.

– Gibts die? Ich dachte immer, die sind eine Erfindung eines Thrillerautors.

– Leider nicht. Ich bin dort geboren und aufgewachsen. Hättest du gerne etwas zu trinken. Tee, Kaffee, Wein?

– Tee. Gibt es dort Berge, Vulkane?

– Dort gibt es nichts. Sie sind absolut flach, der höchste Punkt liegt zehn Meter über Meereshöhe.

– Und da willst du ausstellen?

Es sind meine Heimatinseln, meine Eltern sind da zuhause. Ich bin bestens bekannt, ja berühmt. Aber niemand will kaufen. Niemand. Es ist eine kleine Insel, nur zwanzigtausend Einwohner und ein Steuerparadies, aber das sieht man ja nicht von außen.

– Du hast ein schönes Atelier.

– Es gibt da ein Problem, die Elektrizität. Man kann nicht alle Lampen, die Kochplatte, den Ofen und den Boiler gleichzeitig einschalten. *Falls* es dennoch geschieht, setzen alle Funktionen im Telefonbeantworter aus. Dann muss man rasch zum Sicherungskasten – Bendel Bigard ging rasch zum Kasten – und diese Sicherung hier nach links kippen, siehst du? Eigentlich kann man auch keine Kochplatte und den Ofen gleichzeitig einschalten. Und nur *eine* Lampe.

– Aber *eine* Kochplatte und fünf Lampen geht?

In der folgenden halben Stunde verloren wir uns in verschiedenen elektrischen Kombinationen und es gab ein heilloses Hin und Her zwischen Sicherungskasten und Kontakten. Bendel Bigard blickte zusehends frustrierter drein.

– Vielleicht sollte ich ein paar neue Leitungen einziehen lassen. Aber das kostet. Dabei bin ich erst frisch geschieden, ich weiß noch nicht, wie meine Zukunft aussieht.

– Verkaufst du sonst gut, ich meine, hier in New York?

– Nicht die Bohne. Ich verkaufe nie was. Ich werde dort unten ein paar Malkurse geben. Ich gebe gewöhnlich mehrere Kurse im Jahr. Wenn ich es schaffe. Ich weiß nicht, was ich will, bin ziemlich schlecht auf die Leute dort zu sprechen. Sie lieben mich, ich bin berühmt, aber was hilft es. Auf der ganzen Welt verehrt man seine Künstler. Verleiht ihnen Preise. Lässt Statuen errichten. Nicht auf den Caymans. Das will ich ja auch gar nicht unbedingt,

aber sie könnten mir wenigstens *ein* Bild abkaufen. Sie sind so materiell ausgerichtet, es dreht sich bei ihnen alles nur um Autos und Boote...

– Wie überall, sagte ich, als *eine leichte Brise* durch den Raum zog und ich ihr Platz geben wollte. Es hat nicht geholfen.

– *Nie* haben sie etwas gekauft. Und dabei habe ich immerhin eine Ahnung von Kunst. Im Gegensatz zu... Übrigens, ich vergaß zu sagen, dass ich das Loft mit einem anderen so genannten Künstler teile. Er ist nur ganz selten hier. Geht einfach quer hindurch und in seine Ecke hinüber.

– Vertrauenswürdig?

– Sehr. Keine Sorge. Aber wie gesagt: er ist selten da. Hat einen Job. *Träumt* wohl davon, Künstler zu werden. Wie viele in der Werbebranche. Macht Collagen. Damen in Slips, glaube ich. Er hat keine Ahnung. Aber wie gesagt: er stört nicht. Hat mir nie eine einzige Frage gestellt. Hat mich nie nach meiner Meinung gefragt. Zweiundvierzig Jahre alt, gefühlsmäßig eher etwa vierzehn. Hat Frau und zwei Kinder. Und einen Hund. Manchmal kommt der Hund mit. Magst du Hunde?

Ich schüttelte den Kopf, weil sein Tonfall darauf hindeutete, dass ich Hunde mögen könnte.

– Nein, Hunde sind nichts für mich. Außerdem werde ich allergisch. Ich bin auf viele Dinge allergisch, deshalb steht dieser Luftbefeuchter hier. Er muss immer in Betrieb sein.

– Hast du keine Schwierigkeiten mit dem Schlafen hier, in diesem... Terpentingeruch...?

– O, das Terpentin. Das ist reiner Zufall. Ich probiere gerade eine neue Maltechnik aus und habe daher eine ziemliche Menge davon über die Leinwände ausgeschüttet, ließ sie einwirken, um zu sehen, welchen Effekt es hat. Früher habe ich realistisch gemalt, aber jetzt, nach der Scheidung, weiß ich nicht mehr weiter. Du wärst also interessiert?

– Jaaa. Natürlich, sofern das mit der Elektrizität...

– Und ein Schrank. Ich sollte noch einen Schrank auftreiben. Um die Kleider aufzuhängen, meine Frau... hat ihn mitgenommen. Darf ich fragen, wie findest du meine Bilder?

– Schön, antwortete ich. Sehr schön sogar.

Das waren sie, mehr nicht. Nichts Aufrüttelndes, nichts Provozierendes, nichts Schräges, ich habe sie alle schon gesehen, in Ateliers von Paris, London, Stockholm, sehen ganz einfach aus wie Bilder.

– Hast du hier schon mal versucht auszustellen?

– Ich habe Beziehungen, allerdings nein, hier noch nie. Als ich einmal einige frühe gezeigt habe, Bilder von Soho, hieß es, die gingen besser uptown. „Das ist ja Qualität“, sagte man, „das läuft hier nicht. Wir machen auf Schock, unsere Kunden suchen den Kick, die intellektuelle Stimulation. Ekel und so. Uptown – in den viktorianischen Eigenheimen, da passt es.“ Also ging ich uptown. Dort riet man mir, ich solle nach Europa, von wegen Tradition und so, ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich versuchte es darauf eine Weile mit Hundedreck, aber das kam nicht *gut*. Ich versuche ja alles, damit die Sachen *gut* werden. Doch hier ist Vorschrift, seinen Hundedreck zusammenzulesen, die Polizei ist da sehr streng, du findest kaum noch einen Hundedreck in den Strassen oder Parks. Ich ging einer Alten nach, die ihren Köter Gassi führte, und als er schiss, bat ich sie höflich darum, die Kacke mitnehmen zu dürfen. Sie starrte mich an, junger Mann, womit beschäftigen Sie

sich denn? Ich bin Künstler, sagte ich, und die Alte brüllte: Ist das der Weltuntergang? Ich weiß selbst nicht, was ich glauben soll, nach der Scheidung ist es... ich weiß nicht.

Bendel zeigte mir auf einem Spaziergang das Quartier.

– Hier solltest du keine Filme entwickeln lassen, es kommt immer schief raus. Dort drüben sind die Brötchen gut, aber teuer, hier sind sie billig und akzeptabel. Wenn du hungrig bist, dann gibt's da billige Suppe, ich nehme nichts, komme soeben vom Zahnarzt und schaffe es gut ohne bis morgen. Übrigens, da bekommst du Secondhand-Kleider für fast nichts.

Sein Leben sah augenscheinlich so aus: Fast nichts. Wir kehrten ins Haus zurück.

– Hast du auch Freunde hier?

Er schüttelte den Kopf.

– Oder Nachbarn. Falls es Probleme gäbe?

Als ich vor dem Umzugstermin noch einmal vorbeikam, um die Miete zu vereinbaren, waren die drei Bilder vollständig verändert.

– Gratuliere, sagte ich.

– Danke. Sie geben mir nun eine große Ruhe. Sie schildern nun die Erinnerungen an meine Kindheit. Von der Moskitoküste.

– Ich sehe keine Moskitos und versuchte zu lächeln.

– Es ist ein Unterwasserbild. Aber es widerstrebt mir, sie wieder auf die Caymans bringen zu müssen. Es kauft sie sowieso niemand. Ich wünschte, ich könnte über Honduras reisen – es gibt ja eine alte Verbindung zwischen uns; unsere Fischer besaßen Fischgründe vor den kleinen Inseln ihrer Küste. Dorthin – oder nach Quintana Roo. Doch vor kurzem las ich in der *New York Times*, 150'000 Indianer seien von den Regierungstruppen getötet worden, und dass all die alten Nazis, die immer noch dort wohnten, eine Ranch besitzen und der Regierung helfen. Also, ich weiß nicht.

– Schöner Name, Quintana Roo. Liebend gern hätte man einen Song von dem Ort.

– Geht also die Miete in Ordnung für dich?

– Kein Problem.

– Da, meine Telefonnummer auf den Caymans, falls es Probleme gibt. Dann hätte ich da noch eine Frage. Könntest du mir einen Dienst erweisen?

– Aber klar.

– Ich bin ja jetzt, endlich kann man wohl sagen, eingeladen, im Januar hier in der *Tribeca Novelties* auszustellen. Ende Monat. Eine Galerie etwas weiter oben an der Chambers... Könntest du die drei Bilder da hinbringen?

Er verschwand in der schattigen Ecke hinter dem Küchenschrank.

– Ich werde sie ja sowieso nicht verkaufen, aber jetzt, da sie nun einmal gefragt haben. Man fragt sich weshalb, sagte er, und schüttelte sein schlohweißes Haar.

Sobald Bendel Bigard also gen Süden davon war, bezogen wir, mein *Satz* und ich, die hohen, leeren Räume an der Warren Street. Ganz bewusst – und ohne jegliche Ironie – stelle ich den *Satz* vor das Ich im ersten Satz dieser Seite, zumal es für einen Menschen, unterworfen der Macht der Sprache, die Klänge, Wörter und Sätze mit ihrer ganzen Energie

sind, die eine sonst eher passive Figur dazu verleiten können, aufzubrechen und ihrem – ja genau – rätselhaften Lockruf zu folgen.

Zum ersten Mal schrieb ich ihn nieder auf ein Blatt Papier. Zum ersten Mal konnte ich mich zurücklehnen und ihn in seiner physischen Offenbarung betrachten. Zwölf Wörter, die zusammen den Satz bildeten, der eine Welt eröffnen *könnte*. Ein besonderer Augenblick im Leben eines Prosaisten: Man will nicht, wagt es nicht, einen zweiten Satz einzufangen. Es ist zu früh, wäre zu gefährlich, denn bereits durch einen zweiten Satz wird eine Richtung vorgegeben und somit Tausende vergeben. Eigentlich hat man bereits ein Tageswerk hinter sich, eine große Müdigkeit überkommt einen. Und ich ließ es geschehen: Ich schloss die Augen und ließ die leichte Brise, die mir vor über zehn Jahren, an einem Spätsommertag in einem Liegestuhl auf einer Insel am offenen Meer übers Gesicht strich, vorbeifächeln. Nichts weiter hatte sich ereignet an diesem Tag, in diesem Sommer, als dass das Gras auf dem schiefen Acker vergilbte und an der Sonne versengte und dass sich aus Schleiern der Präkognition dieser Satz losgelöst hat, so gewöhnlich, dass es bestimmt schon ein Buch gibt, das so beginnt, ja, es wäre schlicht unnatürlich, wenn dem nicht so wäre. Gerne würde ich es lesen, doch statt es aufzustöbern, könnte ich unterdessen ein eigenes schreiben, um zu sehen, wo und wie meines vom anderen abweiche. Wie es auch aussähe! An dem Punkt angelangt, nahm der Schlaf überhand, und ich vergönnte ihn mir.

Ich hatte mein Versprechen gegenüber Bendel nicht vergessen: Als der Tag gekommen war, brachte ich drei Bilder zu der Galerie, in der die Ausstellung *Tribeca Novelties* stattfinden sollte. Aber es waren nicht die Bilder, um die er mich gebeten hatte, sondern drei kleinere, frühere: Seine Gleichgültigkeit machte mich gleichgültig, ich hatte keine Lust, mich mit so großen Segeln durch den Wintersturm zu kämpfen. Diese Leinwände hier standen zuhinterst in der Ecke mit unverkauftem Material, und ich dachte: Sie müssen genügen, sind weder besser noch schlechter als die anderen.

Ein eigenartig blondierter Mensch, eine Installation für sich, saß hinter einem Schreibtisch und reinigte sich die Fingernägel der linken Hand, hielt sie gegen das Fenster, aber schien nicht zufrieden.

– Bendel Bigard ist zu dieser Ausstellung eingeladen worden, sagte ich zu der Docke hinter dem Schreibtisch, aber die machte nicht den Anschein zuzuhören.

– Er heißt Bendel Bigard.

– Ja, ja. Haben Sie Titel und Preise angeschrieben?

Sie schob mir ein Formular zu, und ich schrieb unter der Rubrik Titel *Landschaft I – III* hin. Doch, was sollten die Bilder kosten? Bendel hatte nichts über die Preise gesagt. Wenigstens lag auf dem Pult ein Katalog über einen Maler namens Pollock, Jackson Pollock.

– Entschuldigen Sie, sagte ich. Dieser Pollock, ist es ein zeitgenössischer Künstler?

– Mr Bigard, Sie scherzen wohl.

Kurz, ich verstand nicht viel davon, aber beschloss, einen Zehntel von Pollocks Preisen anzuschreiben, was immerhin eine ganz nette Summe ergab, ich setzte \$ 50'000 darunter, unterschrieb mit Bendels Name und gab das Formular der Docke zurück. Sie ließ sich nichts anmerken, stopfte das Papier in die Rückwand eines der Keilrahmen, stellte sie mit dem Motiv diskret zur Wand hin auf und widmete sich mit der Goldpinzette wieder ihren Nägeln, denn das war – mit einem Seitenblick auf die enorme Menge Nageldesigner, die alte

Bäckereien übernommen hatten – zu der Zeit, als New York von einem eigentlichen Nagelzwang heimgesucht wurde.

Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern. Er kam wieder zu sich bei der Erinnerung an einen dunklen Gedanken: sein Name war einmal ein anderer gewesen. Doch welcher? Er klaubte an den Sprossen der Parkbank und suchte in einem stillen Gebet nach genau *dem* Namen, dem allerersten einer Serie falscher Identitäten, unter denen er seit Jahren zu leben gezwungen war...

– Stimmt etwas nicht?

Die Docke schob mir ihr Schaufenstergesicht zu.

– Nein, nein, ich frage mich nur, wer zum Teufel ich bin.

– Das geht uns allen gelegentlich so, sagte die Docke und wischte die Nagelreste zu Boden. Zu ihrer Freude entdeckte sie an ihrem Ringfingernagel noch eine kleine Unregelmäßigkeit und war damit zunächst noch eine Weile beschäftigt.

– Wir beginnen nächsten Donnerstag mit der Hängung, Vor-Vernissage ist Freitagabend um 20 Uhr, hier, nehmen Sie eine Einladungskarte.

Ich sollte nicht dort sein. Ich habe für Bendel Bigard getan, was ich konnte. *Eine leichte Brise* durfte nicht gestört werden, und andere Obligationen hatte ich keine. Jetzt, wo der erste Satz auf dem Papier platziert war, ging es darum, Satz Nummer zwei abzuwarten, und ich wußte, dass, auch wenn ich kein voraus ausgedachtes Thema hatte, so beinhalteten die zwölf Wörter den Keim zur Entwicklung. Zu vielen Entwicklungen. Mit jedem Schritt, den ich im Süden Manhattans unternahm, ob auf der Brooklyn Bridge oder auf dem Washington Square, und dabei versuchte, ein Zeitgenosse zu sein, entstanden Möglichkeiten:

Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern. Don Augusto Silva de los Angeles klappte das Buch zu, das er gerade am Lesen war: Roman Ingarden: *Das literarische Kunstwerk*. Ein Satz in einer Fußnote versetzte ihn in Pausenstimmung: In Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihren vorangehenden Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. W. v. Humboldt. Er rief seiner Frau: „Ilse, sind wir nicht einmal einem Humboldt begegnet, einem Joseph von Humboldt? Langes Elend mit Schnurrbart? Am Comer See?“ Die Frau, die gerade am Pool mit dem Ausnehmen von Fisch beschäftigt war, erstarrte und wendete sich heftig ab. Sollte das nie ein Ende nehmen?

Ich war noch nicht *dort*. Ich konnte mit F. Scott Fitzgerald ausrufen: „No ground under our feet“, was ich denn auch getan habe, auf der Brooklynbrücke, zwei Tage vor Thanksgiving.

Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern. Von weitem immer trügere Wellen an den Strandsteinen. Sie nippte an ihrem eiskalten Drink. Der Erfolg hat mich oberflächlich gemacht, dachte sie, aber das ist wohl der Preis für ein Leben auf der Sonnenseite. Sie schloss die Augen. Immerhin stellt man hier keine Fragen. Ich erinnere mich an die Zeit, als man wirklich Fragen gestellt hat. Sie verabscheute die Sonne, aber wohin hätte sie gehen können, jetzt, da sie vermögend war. Sie bestellte einen weiteren Drink, der einzige Trost der geistig Armen, um sich zu erinnern, was ihr in den Sinn hätte kommen sollen. Zu tun? Zu sagen? Beim dritten Drink waren „müssen“

und all ihre Kusinen aus ihrem Wortschatz gestrichen. Und mit einem Mal war es Abend...

Das Atelier war vielleicht nicht der angemessene Ausgangspunkt für Inselmeer-Stimmungen. Draußen standen die Zwillingstürme des World Trade Centers, einmal in vierundzwanzig Stunden fielen ihre Schatten mit einem Krachen durchs Fenster. Ich rief nach Übersee an und erkundigte mich nach Rezepten, denn nichts kann die Assoziationen besser zum Fließen bringen: Fleischbällchen, Steckrübenpüree, Bratwurst, „Janssons Versuchung“, was war doch das transatlantische Kabel für ein lieblicher Kanal für den Magen, ich ging zu Balduccis in der 7th Street, wo ich nach chaotischem Drängen endlich eine Dose Anchovis fand. Es stand gut lesbar seitlich geschrieben: Anchovis, doch es waren Sardellen. Kulinarisch, verbal und erotisch – mitunter läuft alles schief.

Eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern. Ich warf einen Blick in den Nachbarsgarten. Keine Bewegung hinter den Gardinen. Wo steckte bloß Britta?

Am Freitag begab ich mich also zur Vor-Vernissage bei *Tribeca Novelties*, denn es war mir kein Trost, dass die Satz bildende oder nachbildende Operation, eine relativ unselbstständige Phase in einer recht umfangreichen subjektiven Operation war, die am Ende ein Thema auskristallisieren sollte, eine tragende Idee. New York war zu groß, alles zu dicht, besser wäre es, ein Glas Rotwein zu trinken und ein paar Sandwiches...

Da begegnete ich Susanne.

Noch kurz bevor sie den Namen trug, war sie eine blonde, augenfällig langbeinige Schönheit, die mit einem seltsamen Lächeln mit der Preisliste in der Hand durch die Ausstellung ging und einen Künstler nach dem anderen mit Punkten versah und mit seinen Bildern vereinte. Unbändige Schönheit! Wie es mit mir so zu geschehen pflegt, so geschah es auch jetzt: meine Augen klammern sich an jemanden und bleiben hängen, wollen eins werden mit diesem jemand, solange der Abend währt. Ich glaube, sie nahm mich erst wahr, als eine Traube von Künstlern sich zu einem kleineren Drama formiert hatte: eine ältere Künstlerin erzählte, sie hätte ihre Arbeiten einem Galeristen gezeigt, in einer der wichtigeren Galerien. Sie machte das nicht persönlich, sondern hat Gouvernanten vorausgeschickt, und erhielt die Antwort, dass er sich freue, sie auszustellen. Sein Enthusiasmus war groß.

– Bis er mich sah, sagte die Frau und begann zu schluchzen. Ich hörte ihn sogar stöhnen: Ach, so alt sind Sie – und plötzlich war die Galerie, leider, leider, ausgebucht, er hätte alte Versprechen in der Eile vergessen, er log mir mein Alter direkt ins Gesicht, es war schrecklich. Er *liebte* meine Bilder, so tönte es in seinen Briefen, doch auf mich setzen wollte er nicht. Da stand er mit seinem aalglatten Gesicht und ich wünschte ihm Lepra, Schlaganfall und ich weiß nicht was, möge Gott der Jugend verzeihen.

Die unbändig Schöne mit den langen Beinen legte ihren Arm um ihre Schultern und ich hörte sie sagen:

– Kann nicht ich? Wir könnten doch... Vielleicht wusste sie nicht, *was* sie tun könnte, doch mir gefiel ihr Bejahen, ihre empathische Ergebenheit.

Ach was, Susanne? sagte die ältere. Ich werde nicht jünger.

– Ich weiß, dass du gut bist. Wenn *ich* hingehe, nein, zu einer anderen Galerie, mit deinen Bildern, gehe ich mit *meinen* Jahren hin und schaue, dass ich einen schriftlichen Vertrag kriege, den er nicht brechen kann, ohne die Zeitungen am Hals zu haben.

– Oh, Susanne!

Gerne hätte ich dasselbe gesagt, doch da geschah etwas. Es begann bei der Türe. Eine Meute von zurückweichenden Fotografen verdrängte uns, Blitzgewitter, und sie trat ein: Vanessa St Just; ich wusste es zwar noch nicht, doch plötzlich war es ein Leichtes, sich mit jedem zu unterhalten. Vanessa St Just? Auf jedem Modebild. Der vollendete Körper, auf jedem Plakat und in jeder Zeitung. Liebling der Medien, wie aus dem Ei gepellt. Wusste ich nicht, dass sie in der Nähe eingezogen war, im selben Wohnblock wie Linda Evangelista? Neunzehn Jahre, mit einer leuchtenden Karriere vor sich. In regelmäßigem Abstand feuerte sie ein Lächeln Richtung Fotografen ab, wenn sie den Wänden entlang strich, sodass die Bilder beinahe von ihren Haken fielen. War sie hier auf der Jagd nach einem passenden Hintergrund oder... Jedenfalls wirkte es sehr affektiert, als ihr ein Fotograf eine Liste übergab und sie anwies, sich vor Bendel Bigards *Landschaft III* hinzustellen.

– Lies die Preisliste, sagte er, und sie zog ihre Augenbrauen hoch, trat einen Schritt zur Seite und stemmte die Hände in die Hüften, neigte den Kopf und verkündete:

– Ich kaufe das hier!

– Gut, sagte der Fotograf. Bleib genauso.

Die Fotografien fanden sich später in einem der Magazine, mit der Legende: Ich habe es gleich gespürt – das Bild muss ich haben. Es traf mich in Mark und Bein, als diese blaue Farbe...

Aber ich darf den Ereignissen nicht zuvorkommen. Oder *Dem Ereignis*, nämlich jenem, dass, sobald der Fotograf abgedrückt hatte, sie den Kopf in eine andere Richtung warf und sagte: „Wer ist hier die Chefin?“ Und die Docke mit der goldenen Nagelfeile gesellte sich sofort zu ihr: „Ich kaufe das hier“, wiederholte sie. Die Docke tat einen Blick in die Preisliste, verdrehte die Augen und suchte in der Menge nach meinem Gesicht, und ihr Mund sagte: Mr Bigard, Mr Bigard, und noch ein drittes Mal: Mr Bigard.

Es war zu spät für den Rückzug. Die Finger der Docke waren gemacht fürs Darauf-Zeigen und Vanessa St Just kam auf mich zu mit einem Lächeln, das Tausend Dollar gekostet haben muss.

– Oh, Mr Bigard, brach es aus ihr heraus, und was blieb einem Ding wie ihr anderes übrig, als auszubrechen.

– Oh, Miss St Just, antwortete ich. Wenn es nun auf diesem Niveau in die Brüche ginge.

– Ich bin dabei, meine Wohnung zu dekorieren, es wird *super* passen.

Ein Blitz ging los mitten im *super*, worauf sich der Fotograf an mich heranmachte:

– Wie buchstabieren Sie Ihren Nachnamen?

Ich war verzweifelt:

– Weiß nicht. Das brachte die Menge zum Lachen, während der Fotograf mir und dieser vom Planet Venus heruntergestiegenen Schönheit die Order erteilte, wir beide sollten uns, jeder mit seinem Lächeln, auf je eine Seite des Bildes hinstellen.

– Du verstehst, Bendel, flüsterte sie. Darf ich Bendel sagen? Das hier ist eine Werbepromenade. Für meinen Körper.

– Du wirst es bereuen, Vanessa, flüsterte ich. Darf ich Vanessa sagen? Das ist viel zu teuer. Sie beugte sich ganz nah an mein Ohr:

– Ich habe so richtig Knete gemacht diese Woche. Damenbinden. *Faiblesse* Damenbinden.

Auf dem Foto sieht es so aus, als küsstest sie mich. Im Magazin steht geschrieben, *dass* sie mich küsse. Laut sagte sie, während sie mir die Hand reichte:

– Mr Bigard, ich möchte, dass Sie Ihr Bild mir nach Hause bringen, sobald die Ausstellung zu Ende ist, und wir regeln die ökonomische Seite der Sache. Hier ist meine Adresse, es ist nur ums Eck.

Vanessa St Just verschwand, und jetzt war ich, oder besser gesagt Bendel Bigard, die Berühmtheit. Die Docke, die wusste, was Vanessas Besuch bedeuten würde, schüttelte die Hand: Ein großes Versprechen, gab sie bekannt, ein wirklicher Erfolg. Ein paar ältere blaumelierte Damen waren zugegen und zeigten auf *Landschaft II*, Mitaussteller verzogen sich voller Verachtung, ein paar einfacher Gestrickte aber kamen auf mich zu und gratulierten mir fröhlich. Ein junger Journalist presste mich gegen die Wand und ich antwortete, Ja – es *ist* schwierig in New York von der Kunst zu leben, aber das hier müsse als Erfolg betrachtet werden. Dreimal antwortete ich, bis es endlich saß. Und während dieser ganzen Tortur stand die langbeinig *Unbändig Schöne* da und lächelte mich an. Dann stakste sie auf mich zu und gab mir die Hand:

– Du bist also Bendel Bigard, ich bin Susanne. Ich würde dir gerne ein paar Fragen stellen.

– Geht das auch nächste Woche?, gab ich zur Ausrede als Antwort. Ich verreise nämlich in die Catskill Mountains.

– Ich kann warten, lächelte sie.

Vanessa St Justs Stimme aus der Gegensprechanlage bat Bendel Bigard einzutreten und den Fahrstuhl ins vierte Stockwerk zu nehmen, und meine Hände klammerten sich immer noch um das Bild, als sie mir sichtbar *freudig* in die Augen schaute.

– Och, entfuhr ihr.

Ungefähr so, wie wenn man im Winter mit dem Tretschlitten schlagartig auf eine apere Stelle gerät. Es gibt solche Augenblicke. Aber dann schlittert man weiter:

– Du musst mir helfen, es ist alles so neu. Was hältst du von dieser Wand?

Ich hatte mir meine Meinung über diese Wand gemacht wie auch über ein paar andere Wände, doch leicht war es nicht. Vanessa war viel zu attraktiv, und so ging ich auf wackeligen Beinen umher, vermied jeden Blickkontakt und flehte zu Gott, er möge diesen Albtraum schleunigst beenden. Zum Schluss einigten wir uns auf die Wand gegenüber dem Bett:

– Ein Hauch karibisches Blau, jeden Morgen, an dem du im Winterdunkel New Yorks aufwachst.

– Das passt ganz bestimmt, seufzte sie.

– Ja. Wenn du jetzt nur nichts bereust. Wenn du nicht willst, dass der Kauf rückgängig gemacht wird. Ich will dich ja nicht übers Ohr hauen, sagte ich und schluckte.

– Ich ebenso wenig, erwiderte sie lächelnd. Hier ist das Geld. Sie händigte mir ein dickes Kuvert aus und ich stopfte es in die Tasche.

– Bist du beschnitten?

Es gibt eine Menge guter Repliken, und eine Menge schlechter, es gibt gute Repliken bei schlechten Gelegenheiten und schlechte Repliken bei guten, und es gibt Repliken, die während Jahren auf ihre Chance warten.

Ich musste hicksen.

– Nein, daraus ist nichts geworden, warum fragst du?

– Oh, sagte Vanessa Vanille, es ist einfach, weil du so religiös aussiehst und ich liebe Religion.

– Ich bin nicht einmal Jude.

– Ach so, sagte sie und runzelte die Stirn. Darauf kicherte sie verlegen: Dabei glaubte ich immer, *alle* Künstler sind Juden. Irgendwie.

– Dann bist du nicht vielen begegnet.

– Nein, du bist mein erster richtiger Künstler. Ich finde, ich sollte mit Künstlern beginnen.

– Was meinst du mit beginnen?, fragte ich sie und strich über ihr Ohrläppchen.

– Ja, sie kennen lernen und so. Es gab einen Jungen zuhause in Kansas. Er sagte, dass er Künstler werden wolle. Aber hat nie ein Bild gemalt, es war schrecklich.

– Wie *schrecklich*?

– Dass er gelogen hat. Aber schwanger wurde ich *nie*.

– Was ist so besonders an Künstlern?

– Modeln ist recht oberflächlich. Wenn man so denkt. *Selbst* schafft man ja nichts. Man *ist* nur. Aber hat man nun einmal so einen Körper bekommen, so will man damit auch etwas anfangen.

– Also liebst du ihn?

– Oh ja, du nicht?

– Er ist fantastisch.

– Man musste fast nichts daran ändern. Allerdings, die Brüste habe ich noch nicht so lang. Wollen wir nicht etwas Champagner trinken? Ich finde das alles so krass.

– Macht es dir nichts, dass dich Leute immerzu anlotzen?

Sie wurde merkwürdig still:

– Ich glaube, dass da Gott mitmischt. Er wollte mir etwas *geben*, etwas, das ich verwalten kann, wie ein Pfarrer gesagt hat.

– Das sagte ein Pfarrer?

– Ja, zuhause, er war ziemlich klebrig, aber er hat es gesagt, und ich glaube, dass er recht hat. Man muss etwas zum Verwalten haben. Jetzt hole ich etwas Schampus.

Ihre Augen leuchteten warm beim Gedanken an sich und ihr Gewicht, dass sie das den ganzen Weg zur Küche hin und zurück mit Wärme erfüllte. Sie entledigte sich ihrer Schuhe und schmiegte sich an die Kissen.

– Zieh den Korken raus. Sie wissen nicht, dass ich diese Flasche hier habe.

– Welche ‚sie‘?

– Ja, es steht im Vertrag, dass wir nicht... es ist für mein eigenes Wohl, glaube ich. Damit ich sauber bleibe. Und dass wir nicht, du weißt schon... du und ich.

– Warst du enttäuscht, dass ich nicht beschnitten bin?

– Man kann ja nicht alles haben auf dieser Welt. Und ich stehe ja erst am Anfang meiner Karriere. Du musst auf meine Frisur achtgeben.

– Wie heißt du? Eigentlich?

– Wenn du versprichst, dass du es keinem Menschen auf der Welt sagst. Denn ich *darf* es nicht sagen.

– Versprochen.

– Ehrenwort? Und du darfst nicht lachen. Vanessa biss sich auf die Lippe: So kann man sterben. Betty Sheridan.

Sie schob mich von sich weg, um Distanz zu meiner Reaktion zu schaffen, aber ich zeigte keine, ich war einfach nur enttäuscht, nicht beschnitten zu sein.

– Hast du's gehört? Betty Sheridan. Man sagte mir, es klinge nach Filmstar der Vierzigerjahre. Schwarz-weiß. Und heutzutage ist ja alles in Farbe. In Farbe und Cinemascope, du verstehst schon. Hat man mir so gesagt. Wie heißt du selbst, eigentlich?

– Du stellst wirklich unpassende Fragen, Betty. Du könntest ihn eh nicht aussprechen.

– Stimmt, vielleicht nicht. Aber, mein Lieber, bitte nenn mich nicht Betty. Findest du meinen BH nicht auch zierlich? Wie machst du das eigentlich, wenn du malst? Dass es so gleich wird?

– Das ist eine lange Geschichte.

– Wenn wir uns ins Bett legen und du dich anständig benimmst, denn ich muss ja sauber sein und so, kannst du es mir ja erzählen. Ich liebe es, wenn du sprichst. Immerhin bist du mein erster Künstler. Ich möchte alles Mögliche lernen, Philosophie und Religion, einfach alles. So nah, glaub ich, darf ich mich zu dir hinlegen, ist nicht gefährlich, oder? Jetzt fängt es wieder zu schneien an.

– Ja, es fängt wieder zu schneien an.

– Halte mich fest, und halte eine Vorlesung. Wenn ich zu schlafen beginne, dann nur, weil ich mich wohl fühle. Ich bin immer eingeschlafen, wenn Vater mir Märchen erzählte.

Vanessa Vanille blieb wach bis zur Renaissance. Aber ich machte weiter, während es immer dichter schneite, und erzählte mir selbst von der Wiederentdeckung des menschlichen Körpers als dem Maß aller Dinge und davon, dass niemand den morgigen Tag kenne. Und es schneite...

Am nächsten Tag lieferte ich den Bilderrahmen.

Als ich gerade dabei war, ihn zu hängen, klingelte das Telefon, Vanessa hörte einen Augenblick zu, legte auf und bestellte ein Taxi:

– Tut mir leid, aber ich muss kurz verschwinden.

– Schade, sagte ich, ich werde dich vermissen.

Sie sah sich im Zimmer um und fand schließlich, was sie suchte: ein Modemagazin.

– Hier, sagte sie. Hier kannst du in der Zwischenzeit nachsehen, S. 34 bis 36: Badeanzüge. Ich gleiche mir auf den Fotografien wohl mehr als in der Wirklichkeit.

Unter der Türe kehrte sie um und kam noch einmal, kniete vor dem Kassetten-Rack nieder, wühlte darin und fand, wonach sie suchte:

– Ich habe hier ein Video, das du vielleicht noch nicht gesehen hast, ich fand, dass ich mir darin recht nahekomme. Schau es dir an.

Vanessa küsste mich auf die Wange und verschwand, ich legte die Kassette ein und ließ mich in ihrem Sofa nieder und sah Vanessa, wie sie gestresst nach Hause kam, sich den Mantel abstreifte, die Haare kämmte und tief einatmete, eine Külschranktüre öffnete und eine Büchse mit braunen Bohnen hervornahm. Sie dreht sich um zu mir und lächelte: „Kidney Beans – Sein Favorit.“ Das war sehr schön gesagt. Als der Ehemann kam und sie

mit einer Rose überraschte, zeigte sie auf den Esstisch, wo Karotten vor sich hin dampften: „Deine Favoriten – Kidney Beans“. Dann lächelten sie einander an, Vanessa war perfekt, ihre Bluse sehr weiß, ihr Lächeln blendend, sie war unbefleckt in dieser schmutzigen Welt.

Es war eine andere Vanessa, die eine Stunde später zur Türe hereinkam. Sie benahm sich recht umständlich im Badezimmer, querte den Flur und verschwand in der Küche. Als ich vorbeischaute, um sie mit einer kurzen Analyse der Kidney-Beans-Kassetten zu erfreuen, lachte sie nicht, sondern antwortete mit einem mürrischen Ja oder Nein.

– Was ist geschehen, Vanessa? Hast du einen Auftrag verloren?

Sie schüttelte den Kopf.

– Aber was dann?

– Du, es tut mir leid, aber ich hab so Kopfschmerzen, ich wär froh, wenn du jetzt gehst, es tut mir wirklich leid.

– Das ist OK für mich, ich kann morgen wiederkommen und...

– Nein, das brauchst du nicht. Ich... Wir können uns wohl nicht mehr sehen, ich darf nicht...

– Was, ‚darf nicht‘?

– Mich treffen mit dir, mich zeigen mit dir, es tut mir so leid.

– Habe ich einen Fehler gemacht?

– Nein, nein, du bist ja nicht gemein oder so.

– Habe ich mich falsch benommen?

– Nein. Und jetzt frag nicht mehr, sonst beginn ich zu weinen. Es ist einfach so, verstehst du, du *bringst* mir nichts, sagten sie. Du *bringst* mich nicht *weiter*. Obschon ich dich trotzdem mag, glaube ich. Aber sie meinten, du seiest nicht zum Vorteil von meinem Image.

– Das ist völlig OK für mich. Wenn es auch stimmt für dich. Wenn es das ist, was du fühlst.

– Ich weiß nicht. Ich weiß gar nichts mehr.

– Sei dich selbst, Vanessa.

– Nein, o Gott, das schaffe ich nicht. Mach mir einen besseren Vorschlag.

Ich bin gegangen. Auch wenn ich nicht der war, der ging, kurz, ich ging also, doch *wer* das war, ging über meinen Verstand.

U nd es fiel Schnee.

Er fiel über die Warren und die Chambers Street, die Houston und Spring, über die Green Street und den Washington Square, wo ich mich gelegentlich hinbegab und versucht habe, dazu zu gehören, indem ich die Luft schnupperte und mir Mühe gab, nicht an Henry James zu denken, den alten Dickwanst, der die Dramen der perfekten Intelligenz schrieb, wo keine Waschbecken, Toiletten oder Waschküchen die schimmernde Prosa störten, die einer mit dem Suchen eines Flusspferdes nach einer Erbse verglichen hat. Die Kehrichtsäcke auf den Randsteinen der Gehsteige versanken im Schnee, gefroren, und bildeten undurchdringliche Wälle, die Rollschuhfahrer stiegen auf Skis um, es waren dunkle Tage mit großen Flocken, Weihnachtsbäume wurden angezündet, die Kerzenlichter flackerten und ich besuchte Kims Video und lieh mir *Singin' in the Rain*. Ich konnte nicht genug bekommen von *Singin' in the Rain*.

Denn es herrschte Krise. Doch Krise ist der Dauerzustand in der verzauberten Welt der Prosa, die Wahl zwischen einem Ja und einem Nein hinter dem alltäglichsten Gedanken-

strich lässt bekanntlich Papierkörbe anschwellen. Und diese nervösen Kommazeichen, die wie Webschiffchen an der Oberfläche der Sätze tanzen! Und die Semikola erst, don't talk about them.

Ich hätte ja gewollt, dass die Wörter ihre abstrakte Begriffswelt hinter sich ließen und in den Brodem des Atmosphärischen vordrängen, ins Fleisch, aber da stand ich wie ein Hinterbliebener der Sprache – bildlich gesprochen – mit gegen den Himmel erhobenen Händen und sah, wie er sich weidwund am Horizont auflöste. *Eine leichte Brise...* Aber es war keine leichte Brise, vielleicht war es der falsche Satz, um den Rest meines Lebens damit einzuleiten, er könnte vielleicht nicht, wie der Pfau Buddhas, mit einem Schlag seines Schweifes alle seine Möglichkeiten ausschöpfen –

Da klopfte es an die Tür und davor stand eine Heuschrecke mit Fahrrad. Lange Arme, lange Beine, schmaler Körper, schwarz angezogen von Kopf bis Fuß. Doch hinter der dunklen Sonnenbrille hellblaue Augen, unter dem Fahrradhelm blondes Haar, unter der Lederjacke eine liebevolle Brustlinie: die Unbändige Schönheit Susanne. Der Schnee schmolz an ihren Füßen, sie stellte das Fahrrad an die Wand:

- Darf ich stören? Du hast mir in einem schwachen Augenblick versprochen, dass...
- Klar, sagte ich und hoffte, dass Vanessa nicht sichtbar würde in meinem Gesicht, die Niederlage Vanessa. Wie bist du durchs Tor reingekommen?
- O, das Tor, es stand offen, darf ich mich setzen?
- Für welche Zeitung...?
- Ich bin Freelancerin. Hast du ein Gläschen Wein?
- Weiß nicht, ob ich welchen habe.
- Na, dann lass sehen.

Seltsame Frau: ohne Umschweife zielte sie auf einen Einbauschränk neben der Badezimmertür, und im selben Augenblick stand sie vor mir mit einer Flasche rauchfarbenen kalifornischem Chardonnay. Passt der?, sagte sie und setzte sich neben mich auf das schäbige Sofa.

Lächerlich, neben jemandem zu sitzen, der einen interviewen wird. Aber ich konnte ja nicht vor ihr niederknien, obschon ihre Schönheit... Aus einer geheimen Rocktasche zückte sie einen Korkenzieher hervor, stellte zwei Gläser hin, und wir stießen an:

- Also, wer sind Sie?

Weshalb haben alle so zu fragen begonnen? Reichte es nicht, dass Rembrandt und ich...? Selbst wenn man seinen eigenen Namen von fünf bis sieben Uhr trägt, möchte man ja eine befriedigende Antwort geben können. Doch jetzt verbarg ich mich unter dem Decknamen Bendel:

- Vielleicht bin ich ein Kind der Moskitoküste.
- Nun ja, wer's glaubt.
- Vom Kai genau vis-à-vis Mutters Haus sah ich die Silhouetten dieser Frauen... Alle Strassen endeten beim Hafen, wo ich aufwuchs, aber keiner sagte von unserer Strasse, es sei die Ewige. Und der Anarchist der Stadt führte einen Friseursalon an der Ecke.

Es war eine merkwürdige Erfahrung: sich in Zitaten aufzuhalten, wie ein Fisch zwischen den Gittern der Zitate sich hin und her schlängeln. Man zuckt zusammen, schlägt mit dem Schwanz aus und sagt beispielsweise: Das Auge wurde zur einzigen Wahrheit, was immer auf der Netzhaut erscheint, vergeht im Dunkel.

- Wunderbar. Habe noch nie so etwas Großartiges gehört. Mach weiter, lieber Bendel.

– Ich stehe auf, um den ohrenbetäubenden Triumph der Grillen zu hören, der den Ton für das Leben anschlägt, doch auf dieser Tonhöhe zu leben, ist unerträglich.

Weshalb sagt man solches nicht selbst? Sofern man sich selbst ist? Wer bestimmt darüber, welche Sprache poetisch ist, und welche alltäglich. Warum sollte man Wörter wie „infinitesimal“ in einem Gedicht nicht gebrauchen können? Was ist hoch und was tief? „Alles ist subtil und submarin.“ Ich streifte ihre Hand. Ich konnte sie nirgendwo sonst hinlegen.

- Das ist nicht gerade leichter Stoff, sagte ich in einer plötzlich sehr dicken Luft.
- Du meinst...?
- So interviewt zu werden.
- Stelle ich komische Fragen?
- Neein.
- Na also, Bendel Bigard. Wie hast du die Welt auf dem Gipfel erlebt?
- Du meinst Vanessa St Justs Welt?
- Den Glamour, das Geld.

Sie sah sich um; die Auslage von geöffneten und zerknüllten Kidney-Beans-Büchsen auf dem Küchengestell war ja jetzt meine einzige Verbindung mit dieser Welt, Tomatensauce klebte an den Etiketten, die gezähnten Deckel lagen neben den Kochtöpfen, ich schaffte es wirklich nicht, letzte Woche aufzuräumen. Aber der Schneefall blieb der gleiche, und er fiel über gute wie schlechte.

Susanne begann ihre Finger in meine zu verschränken, auch sie wusste keinen besseren Rat in dem engen Raum zwischen Hüfte und Hüfte.

- Du hast weder Papier noch Schreibzeug dabei, und auch kein Tonband?
- All die brillanten Dinge, die du gesagt hast? O, sie sinken ab wie Perlen in mir, ich kann Derek Walcott auswendig, da kann ich nichts dafür. Auch dafür nicht.

Sie zog mein Gesicht an sich und küsste mich bis ins Bett hinein, bis ich, viel später, mich wieder erhob:

- Wer bist du eigentlich?
 - Aber Bendel, schäm dich. Obwohl du ein viel besserer Liebhaber geworden bist, ich bin doch deine Frau, Bendel, wie kannst du nur so etwas vergessen. Kommt es davon, dass du so reich geworden bist? Aber ich mag dich besser so, wer immer *du* bist.
 - Um Himmels Willen.
 - Komm runter. Komm runter, es war fies von mir so zu tun, auch von dir war es fies...
 - Ich kann es dir erklären.
 - Das brauchst du nicht. Du bist hier zur Miete, Bendel hat mir erzählt, dass er untervermietet. Er hatte *mich* gebeten, die Bilder zur Ausstellung zu bringen, aber ich weigerte mich, ich bin nie seine Sekretärin gewesen, ich war eklig zu ihm, ich sagte: Was nützt es dir, deine Bilder dort zu zeigen, du verkaufst sowieso nichts, und er fand, vielleicht völlig zu recht, dass ich ihn kleinmachen wollte, und wurde ganz still, tat wie immer, drehte sich um und verstummte, hat sich als Allerärmster hingestellt.
 - Aber wovon lebte er?
 - Von mir. Du, mich friert am Rücken.
- Ich kümmerte mich darum.

– Danke, du bist ein viel besserer Bendel Bigard als Bendel Bigard, sei so gut und spreche deinen Namen so aus, wie er ausgesprochen werden *soll*, was Bendel – der alte Bendel ins Telefon gemurmelt hatte, habe ich nicht kapiert.

Dreimal hat sie mich nachgemacht, bis der Name saß.

– Hat dich Vanessa eigentlich schon bezahlt?

– Bar. Das Geld liegt in der Schreibtischschublade – wenigstens das, was die Galerie nicht behalten hat.

– Und wie sieht unsere Zukunft aus?

– Unsere?

– Also dann meine? Oder jene des alten Bendel und mir? Wenn wir einmal davon ausgehen, dass unsere Trennung nicht angehalten hat: Wir versöhnen uns und verstehen plötzlich nicht, wie wir ohne einander leben können, wir können uns endlich eine bessere Wohnung leisten. Kannst du dir vorstellen, wie sehr er sich einbildete, wir könnten noch länger in diesem Terpingestank leben. Er, stets halb abgewandt, still, kein Interesse an Sex, jedenfalls nicht mit mir, kein Gefallen am Essen, nüchtern rund um die Uhr. Weißt du, *wie* wir gegessen haben? Hier, auf dem Bett, Rücken an Rücken. Die Gläser am Boden, die Teller auf den Knien, Brotkrümel auf dem Bettlaken. Essen hat ihm nichts bedeutet. Es ist klar, dass Armut, oder Geiz oder Rigidität – ich kann das eine nicht vom anderen unterscheiden, eins schafft das andere. Was hast du mit dem Geld vor? Noch etwas weiter...

– Es ihm geben, natürlich, sagte ich. Es gehört ja ihm?

– *Was* sollte er denn auch damit anfangen? Eine Wohnung? Nein, es genügt ihm ja vollkommen hier, Farben vielleicht, ein paar Tuben, Reisen? Weine?

– Susanne, er könnte endlich die Arme in die Luft werfen und *Wauu!* sagen, oder wie sagt ihr, wenn ihr fünfundzwanzigtausend...

– Bendel *kann* die Arme nicht in die Luft werfen. Sein ganzer Körper würde draufgehen. Noch etwas tiefer, ja, das ist schön. Wohin sollte er mit dem ganzen Gejammer, das er ein Leben lang akkumuliert hat? Er hatte viele Chancen zu verkaufen, doch nennt er das Sich verkaufen, als gäbe es im Innersten seines Körpers und nur dort: das wahre Ich. Einmal, als wir frisch verheiratet waren und keinen Pfennig besaßen, durften wir in einem Haus einer alten Dame in den Catskill Mountains zur Miete wohnen. Das Einzige, was sie sich als Miete wünschte, war, dass Bendel ein Bild von ihrem Garten, dem Hauptgebäude und den Nebenhäusern am See malen sollte. Doch Bendel hat sich nicht darauf eingelassen und sagte: Ich verkaufe mich nicht. Ich bin kein Tagelöhner der Kunst. Stell dir vor, er hätte auch nur einen einzigen Satz sagen können von denen, die du eben gesagt hast.

– Das waren allesamt Zitate, ich war ja noch nie in meinem Leben in der Karibik.

– Sogar das Zitieren würde er sich verbieten. Was er sagt, muss von innen kommen, deshalb ist er so stumm. Abgesehen von seinen Erkältungs- und Wetterrapporten. Und das Wetter ist nie gut, nie. Du, nicht so heftig.

– O, Susanne. Susanne.

Endlich habe ich meinen richtigen Namen zurückbekommen. Falls es das war, was sie von sich gab.

Vielleicht gibt es, wie Robert Nozick schreibt, am Ende doch einen Grund, dass wir einen Körper besitzen.

Das war verheerend für die Prosa. Zum ersten Mal seit langem hatte etwas anderes als Wörter Gestalt angenommen, und ich, der ich gern ein Fred Astaire der Wörter gewesen wäre, ein Unterhalter auf der blanken Oberfläche der Sprache, war nun durcheinander. Mich hatte der Schrecken gepackt, meine Fantasie – das Einzige, was dem Leben Sinn gibt – sei gestorben. Ja, ich, der ich glaubte eine Verantwortung für die Existenz der Fantasie in der Welt zu haben, bin unmutig geworden: ohne sie würde die Welt ihr eigentliches Gesicht zeigen, und das war nicht schön. Das Funkeln, von dem ich Gebrauch machte, erlosch und wurde von einer immer öfter auftauchenden Gewissheit ersetzt, sobald Susanne in meinen Armen lag: das Leben war scheiße. Scheiße, wenn sie nicht anrief, scheiße, wenn ich ihre Schritte nicht hörte auf der Treppe, Scheiße, wenn ich am Glockenzug ihres Lofts zog und niemand antwortete.

Susanne wohnte über einer Chili-Fabrik. Um zu ihr zu kommen, musste man an einer Schnur ziehen; wenn man sie zog, öffnete sich eine Pforte und man stand in einem riesigen Lokal, zum Bersten voll Paprikas. Pausenlos eilten da schwarz gewandete ernste Männer mit langen Bärten im hohen, von oben beleuchteten, Treppenhaus auf und ab. Ein Warenlift führte zu Susanne hinauf. Sie teilte das Loft mit Sebastian, der hinter einem Bildschirm mit dem Kürzen seines experimentellen Filmes Hudson River beschäftigt war, der ursprünglich einmal dreiundzwanzig Minuten gedauert hatte. Susanne war überzeugt davon, dass er erst aufgabe, wenn nur noch eine einzige bebende Sekunde davon übrigbliebe, *die* aber sei dann grandios. Susanne gehörte zu jener Generation, die es natürlich fand, sich nackt zu zeigen, was dem Vertreter jener Generation, der in einer anderen Glaubensgemeinschaft groß wurde, gefiel und missfiel: oft saß sie, wenn ich sie besuchte, in der großen Betonwanne, die sie zum Duschen, Baden wie auch für den Abwasch benutzte, und hörte dazu Saties *Je te veux*.

Susanne wollte Künstlerin werden, doch bis auf weiteres malte sie Marilyn Montez' Bilder, während Marilyn mit ihren Kunden Champagner trank und ihre gerade gegenwärtig kostbare Signatur daruntersetzte.

Wir saßen in *Plazas Austernbar* und wärmten uns an einer Clam Chowder. Clam Chowder mag ich nicht besonders, doch weil es mit *Eine leichte Brise* nicht richtig vorwärtsging, wollte ich es mit einem anderen Satz versuchen, also begaben wir uns unter dichtem Schneefall über der Avenue dorthin, damit ich dies schreiben konnte: „Wir saßen in *Plazas Austernbar* und wärmten uns an einer Clam Chowder.“

– Ich verdiene gut, indem ich im Dunkeln Farbpigmente auf die, auf die Leinwand vergrößerten Diabilder tupfe, worin Marylins Beitrag zur Kunst liegt: die Auswahl weiblicher Geschlechtsorgane und Brüste.

– Magst du das auf die Länge?

Plötzlich, mitten in diesem Satz, entdeckte ich etwas: dass *alle* Frauen so schrecklich jung waren. Jung, unbändig schön, stark und weit weg – meilenweit weg. Ich streckte meine Hand über den Tisch, aber sie bemerkte es nicht.

– Es gibt etwas an der amerikanischen Art und Weise Kunst zu betrachten, die verlockend ist. Meine Freunde sagen: Hör auf mit dem Ernst, Susanne. Kunst muss Spaß machen. Suche nicht, wühle nicht in deinen Wunden, sie gehören nicht auf die Leinwand. Denke stattdessen: Was kann ich heute erfinden, wie kann ich das Publikum für mich gewinnen. Seelenschau ist out, es gibt nichts, was „persönliche Ansichten“ heißt, nichts ist

echt. Schau dir mal die dort an, weder Haarfarbe noch Brust oder Fingernägel sind ihre eigenen, und die Gedanken, die sie eventuell hat, kaum deine? Rubens hat seine Bilder nicht selbst gemalt, die alten Meister hatten Assistenten. Es ist schön, dem Geklecker zu entkommen, was zählt sind die Ideen.

– Wenn sie denn welche haben, brummte ich vor mich hin.

– Das ist ein anderes Problem. Du begehst einen kategorischen Fehler: Kunst kann per definitionem weder echt noch unecht sein. Es ist ein Handwerk, gut oder schlecht ausgeführt. Du tüftelst, feilst, sudelst, streichst, und plötzlich lachst du, wenn du auf eine tiefenste Formulierung gekommen bist.

Meine Hand lag auf dem Tresen von *Plazas Austernbar* und ich dachte: das war nicht *der* Satz, ich musste ihn vorderhand zur Seite schieben, vielleicht würde auch dieser mich mit der Zeit einholen. *Jetzt* ging es um *Eine leichte Brise*, obschon die mir nicht wohlgesinnt war. Ein Laubwerk musste gefunden werden, mit Blättern, die ihre Farbe änderten, bis sie am Ende abfielen, denn es war an der Zeit, meine Variation der *Vierzehn Tage vor den Frostnächten* zu schreiben – ein Buch, das ich als Teenager las und wovon mir nur noch der Titel in den Sinn kam und dass er das letzte Aufblühen eines Greises inszenierte und danach: die Gnadenzeit. „In einem ewigen stillstehenden Spätsommer, während man die Stühle in den Schatten der Bäume stellt, fortwährend in den Schatten stellt...“

– Du hörst gar nicht zu?

– Nein, Susanne, ich höre nicht zu. Ich höre, was du sagt, aber tue das einzige, wozu ich augenblicklich *in der Lage* bin: dich *anschauen*.

Eines Tages kommt Bendel Bigard von der Karibik zurück. Er kommt viel zu früh, es ist erst der zwanzigste Dezember. Als Erstes sagte er, nachdem er demonstrativ seine Koffer abgestellt hatte:

– Wo habt ihr diesen Tisch her?

Dass *wir* ein *ihr* geworden, war offenbar ohne Bedeutung: Die Dinge hatten den Vorrang vor uns Lebewesen, waren indes nicht weniger bedrohlich. Vermutlich hatten Susannes und mein Geist unter ihrem Schleier Platz gefunden. Er hatte mich ja auf seine Ankunft vorbereitet und Susanne insistierte darauf, dabei sein zu dürfen, vielleicht wollte sie das Geld, das ich in der Schreibtischschublade in Scheinen aufbewahrte, im Auge behalten. Immerhin war sie während einiger Jahre für ihn aufgekommen.

– Was spielt das für eine Rolle?

– Tja, spielt das ne Rolle, antwortete er bitter.

– In einem Geschäft am West Broadway.

– Und was habt ihr bezahlt dafür?

– Es hätte ein Geschenk sein sollen, Bendel. Siehst du nicht...

Aber das verweigerte er offensichtlich: die Schnittchen, grüne, gelbe, rote, der Champagner, die Gläser, die Blumen. Er wollte sie nicht sehen. Aber er hat uns angegriffen, sozusagen von der Seite. Nicht: Was hat es gekostet? Sondern: Wie viel habt ihr bezahlt?

– Unerheblich. Susanne entkorkte einen Champagner, Bendel nahm stumm das Glas entgegen, leerte es in einem Zug voller Verachtung, ohne uns anzusehen, und versank darauf in einem ebenfalls erst neu angeschafften Stuhl.

– Wie war es gewesen?

– Als würde es dich interessieren.

– Nicht wenig. Ich würde gern einer ausgedehnten Sandstranderzählung von Quintana Roo zuhören.

Sie wandte sich zu mir um:

– Wir waren da als frisch Verheiratete, es war eine wunderbare Erfahrung, du erinnerst dich doch, Bendel.

In ihrem Enthusiasmus legte sie ihre Hand auf meinen Oberschenkel.

– Dann weißt du ja, wie es dort ist.

Er schob den Teller mit den Schnittchen beiseite, die Susanne ihm aufzudrängen versucht hatte.

– Und deine Eltern?

– Das hatte dich wohl noch nie interessiert?

Er nahm das soeben ausgetrunkene Glas und drehte an ihm herum:

– Wo habt ihr das her?

– Es ist neu.

– Das sind nicht meine Gläser.

– Doch, jetzt schon, Bendel.

– Das sind nicht *meine*, wiederholte er und schritt zum Küchentablar hinüber, auf dem die Gläser standen: Wo sind *meine* Gläser?

– Ein paar sind zerbrochen.

– Zerbrochen? *Meine*?

– Ja, Bendel. Ein paar gingen an einem Fest in Brüche, ich habe neue gekauft, teurere Gläser als die alten.

– Fest? Du hast ein Fest gegeben und die schlugen ... Hier vermiete ich und ... was ist sonst noch in Brüche gegangen?

– Ein Teller, glaube ich.

– Ein Teller, aha, an einem Fest natürlich. Welcher Teller?

– Ich weiß nicht, wie die verschiedenen Teller heißen, aber er wurde ersetzt, es hat jetzt genau so viele wie früher, du kannst nachrechnen.

Doch jetzt hatte er Lunte gerochen. Er ging von Schublade zu Schublade, begutachtete das Besteck, den Vorrat an Handtüchern, schaute, rechnete, erhob sich, und kam schließlich zum Büchergestell:

– Was ist denn hier los ... als wäre ein Tornado hindurch gefegt, habe ich nicht gesagt, dass ich alles so haben möchte, wie ich es ... ich erwarte, dass *alles* wieder so hergestellt wird. Exakt. Er versank im Sofa neben uns, es gab uns nicht mehr, sein Bewusstsein war umwölkt: Das ist ja fürchterlich, ich habe Vertrauen geschenkt und darauf vertraut, überließ mein Zuhause und jetzt dies ...

Plötzlich stieß er das Sofatischchen mit den belegten Brötchen und den Champagnergläsern um:

– Da komme ich nach Hause ... Er begann zu husten, zu schlucken, stürzte auf die Toilette hinaus, es tönte, als würde er sich übergeben, stand wieder unter der Türe:

– Der Luftbefeuchter, der Luftbefeuchter, wo *ist* der, wollt ihr mich auch noch umbringen? Raus mit euch, raus, beide zusammen und ...

Susanne und ich standen auf allen Vieren und sammelten Scherben ein, Brot und Appetithappen und Susanne sagte mit ihrer sanften Stimme:

– Warte, warte doch, Bendel, du wirst etwas Anderes sehen, lass mich nur etwas aufwischen, dann wirst du die Überraschung deines Lebens haben.

Sie stellte den Tisch wieder gerade hin, holte das Geldbündel und breitete die Scheine in der Form einer Sonnenblume aus:

– Beruhige dich, und schau, was er für dich getan hat, dein Wohnungsmieter, statt wegen eines zersprungenen Glases so ein Geschrei zu machen.

– Es war eine Ausstellung, sagte ich, du hast mich darum gebeten mit einigen deiner Bilder dorthin zu gehen und du verkaufst...

Bedächtigen Schrittes bewegte er sich auf sein Vermögen zu, das vollständig nackt ausgebreitet vor ihm lag, mit leerem Blick stotterte er:

– *Du... du* hast *meine* Bilder verkauft?

– Er hat dich reich gemacht.

– *Meine* Bilder.

Er konnte es nicht fassen. Er sank in den Stuhl und starrte auf einen undefinierten Punkt zwischen seinen Beinen.

– Fünfundzwanzigtausend, Bendel. Fünfundzwanzigtausend Dollars. Für *ein* einziges Bild.

– Für *ein*. Aber das ist ja... das ist ja Schwindelei...

Er nahm eine Handvoll Scheine und drückte sie zusammen.

– Ich kann es nicht fassen, jammerte er vor sich hin, ich vermiete und... im *vollen* Vertrauen lasse ich einen wildfremden Menschen, auf den ich mich *verlasse*, dem ich glaube... und dann das. Er schmiss die Geldscheine zu Boden. Chaos, es dreht sich wie wahnsinnig in meinem Schädel, schrie er à la Dostojewski und rollte wild mit den Augen, nein, das denn doch nicht.

Susanne legte ihre Hand auf sein Handgelenk, aber er schüttelte sie ab:

– Wie hast *du* dir diese Suppe eingebrockt, Susanne?

– Du solltest dich beruhigen.

– Mach den Luftbefeuchter an, Susanne. Falls ihr den nicht auch schon verkauft habt.

– Ja, Bendel, ich schalte ihn ein, dann wird alles viel besser. Dann kannst du wieder atmen.

Zu Boden starrend sagte er:

– Morgen will ich mein Bild zurück. Morgen wird es wieder hier stehen.

– Das wird kaum gehen.

– Das ist nicht meine Sache. Er versetzte den Geldscheinen am Boden einen Fußtritt. Los, nimm die und beschaff mir das Bild. Welches übrigens?

– Eine frühe Landschaft, mit viel Blau in der einen Ecke.

– *Das?* *Das* hatte ich ja gar nie erwähnt. Das war ja mein eigenes.

– So gut war es wohl nicht, Bendel.

– *Gut*, schlecht wars, krottenschlecht.

– Weißt du denn, wer es gekauft hat? Vanessa St Just.

Er sah sie versteinert an.

– Sagt dir der Name nichts?

– Ich will es zurück.

– So eine Chance wirst du nie wieder bekommen.

- Nennst du das eine Chance, wenn er da meine Bilder verkauft, zudem zu Schwindelpreisen, sie sind ja nicht mal die Kosten der Leinwand wert.
- Stell dir vor, sie liebt dein Bild. Es ist ihr erster Kunstkauf gewesen.
- Gib ihr das Geld zurück.

Ja, stell dir vor, wenn Vanessa das Bild Bendel Bigards liebte! Aber nein, sie liebte es nicht, denn sie *durfte* es nicht lieben, und dafür war jener, der sie anrief, dankbar:

- Wer ist dran? Immer diese Frage.
- Tunström, Prosaist.
- Wer?!
- Du hast mich als Bendel Bigard kennen gelernt, Künstler.
- O, jetzt kenn ich deine Stimme wieder. Aber ich darf ja mit dir gar nicht verkehren.
- Das war Bendel Bigard, der dein Image nicht aufgebessert hat.
- Und du?
- Gib mir eine Chance.

Auf einer Chinareise kam ich zum ersten Mal mit dem Rembrandt-Syndrom in Kontakt. In China gab es nämlich keine Selbstporträts. Abgesehen von den an und für sich geglückten Versuchen von Perugino, Dürer und da Vinci, hatte diese Kunst vor Rembrandt auch in Europa keine Blüte erlebt. Aber da stellt sich – um den Verlust Gottes zu kompensieren, bewusst oder nicht, die Zugehörigkeit zu Gottes Universum, die Zwangsräumung vom Zentrum durch Newtons unerbittliche Gesetze –, da stellt Rembrandt sich vor einen Spiegel: diese Gesichtszüge, diese Falten! Die *Zugehörigkeit* abgestaubt zeigt sich, was übrig ist. Tränensäcke, Narben, hängende Augenlider. Da... das... das bin *Ich*, und ich sah, dass sich Rembrandt direkt in Vanessa fortsetzte, wie sie vor ihrem Schminktisch aus vorgefertigten Bildern auf ihr Gesicht ein passendes Porträt zu legen versuchte; eine dunkle oder eine helle Perücke? Dünne oder schmale Lippen? Hohe Wangenknochen? Vielleicht eine Indianermaske? Sie hielt sich eine solche vor ihr gerade übermaltes Gesicht:

– Ist die nicht fantastisch? Stammt aus dem Amazonas. Ich hatte da einen Job. BHs und Slips. Darin bin ich Klasse, sagte man mir, aber mein Gott, diese Mücken. Sie machen dort auch eine Oper.

- Was – du steigst auch noch ins Operngeschäft ein?
- Nimm mich nicht hoch, warum hast du mich angelogen...
- Vanessa, der Grund dafür, dass ich...
- Du brauchst nichts zu erfinden.

– Es ist so: Ich bin nicht Bendel Bigard, ich habe seine Bilder für *ihn* verkauft, oder besser gesagt: Weder er noch ich dachten je, dass einer sie beachten würde, deshalb habe ich den Preis erfunden, und jetzt will er das Bild zurück, es tut mir furchtbar leid, hier ist das Geld, wenn du...

– Du kannst es zurückhaben, sie sagten, dass es nicht zu meinem Image passe, ich bräuchte etwas, das ‚Informell‘ heiße, etwas mit Butterpapier und Mens-Blut und so, glaub ich. Sie fanden, dass dein... oder Bendels, wie auch immer, zu ländlich sei und dass du... oder Bendel für mich eine Katastrophe wärt. Wenn ich so weitermachte, hätte ich bald keine Aufträge mehr. Du schreibst also. Kannst du nicht davon etwas erzählen! Wenn wir uns ins Bett legten und du dich benimmst. Ich kann mich später noch fertig machen. Als ich klein war und Vater eine Geschichte...

– ... bist du jeweils eingeschlafen, weil du dich wohl fühltest. Ich werde mich daran erinnern.

Es hörte nicht auf zu schneien, die Dezemberfinsternis war von Tausenden Fenstern erhellt, im Stockwerk Lief-Was-Einen-Immer-Verfolgt *Je te veux*, in meiner Achselbeuge schneifte bereits Vanessa Vanille und hörte somit nicht mehr, als ich Scott Fitzgerald zitierte: „Writers aren’t people exactly. Or, if they’re any good, they’re a whole lot of people trying so hard to be one person.“ Was freilich nicht nur für Schreibende gilt, übrigens auch nicht nur für Papas. Und plötzlich merkte ich, dass ich weinte.

Ohne jegliches Gefühl von Triumph kehrte ich mit dem Bild zu Bendel Bigard zurück. Er warf einen kurzen Blick darauf, bevor er Rahmen und Leinwand zerschloss:

– Du meine Güte, was für ein Scheißbild. Wie dumm von mir! Aber typisch für mich. Was hätte ich nicht alles anstellen können mit fünfundzwanzigtausend Dollars. Vielleicht wäre sogar Susanne wieder zu mir zurückgekommen.

– Schon möglich, muss ich darauf erwidert haben. So steht es auf einer Seite in meinem schwarzen Wachstuchbuch:

„Schon möglich“, antwortete ich, „aber das kommt nun zu spät. Susanne und ich fahren am Weihnachtsmorgen nach Quintana Roo.“ Bendel seufzte: „Typisch für mich. Na dann, viel Glück, aber lasst mich damit in Ruhe.“ Das war unsere letzte Begegnung. Denn am nächsten Tag fahren wir los, Susanne und ich. Nach Quintana Roo, mit seinem Strand und dem blauen Meer und dem gelben Sand. Das ist Quintana Roo. Wir lagen in Liegestühlen und nippten an einem eisgekühlten Orangensaft, von Ferne krächte ein Hahn und eine leichte Brise ließ das Blattwerk des Baumes in der Nachmittagshitze erzittern.